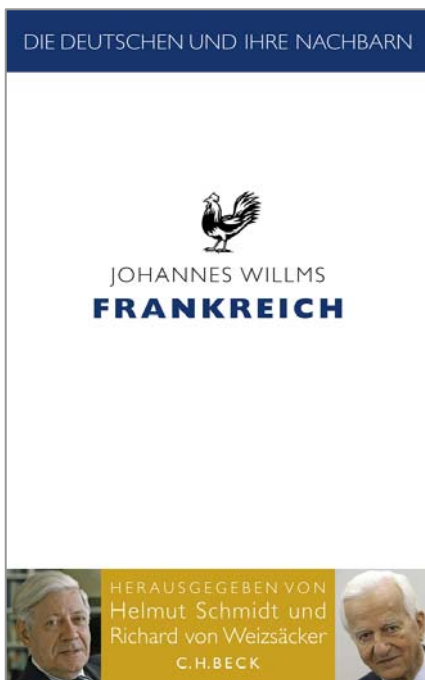


Unverkäufliche Leseprobe



**Johannes Willms
Frankreich**

Herausgeber der Reihe: Helmut Schmidt und
Richard Freiherr von Weizsäcker

192 Seiten, Gebunden
ISBN: 978-3-406-57853-3



EINLEITUNG

Originaldokument © Verlag C.H.Beck

Frankreich ist ein Land mit einer sehr alten Geschichte und einem immensen kulturellen Reichtum, die in dem mit dieser Reihe vorgegebenen bescheidenen Umfang darzustellen, dem Versuch gliche, den Kreis zum Quadrat zu machen. Aus dieser Not suchte der Autor der vorliegenden Darstellung eine Tugend zu gewinnen, indem er sich auf eine problemorientierte Darstellung des modernen Frankreich seit Beginn der III. Republik von 1870 beschränkte. Das wird ebenso zu Kritik herausfordern wie der weitere Umstand, dass selbst dieser eingegrenzte Zeitraum nicht erschöpfend behandelt werden konnte. Der Kenner Frankreichs wird deshalb manches vermissen, ein Liebhaber des Landes an mancher Wertung Anstoß nehmen, das breite Publikum aber möglicherweise dennoch den Gewinn der einen oder anderen Einsicht daraus ziehen können.

Eine weitere Schwierigkeit ist, dass über Frankreich zwar viele Bücher veröffentlicht wurden, aber keine landeskundliche Darstellung, die sich nach Anspruch, Qualität und Umfang mit jenem zweibändigen Werk vergleichen ließe, das Ernst Robert Curtius und Arnold Bergsträsser 1931 über Kultur, Staat und Wirtschaft Frankreichs veröffentlichten, oder mit dem in vielen Auflagen vor wie nach dem Zweiten Weltkrieg erschienenen Essay von Friedrich Sieburg mit dem sprichwörtlichen Titel *Gott in Frankreich?* Unter der neueren Frankreich-Literatur ragen die Schriften zweier deutscher Emigranten hervor, die als Kinder im Nachbarland Schutz vor rassistischer Verfolgung fanden: Alfred Grosser und Joseph Rovon. Damit sind die

Riesen benannt, auf deren Schultern der Autor des vorliegenden Buchs stand, für dessen Unzulänglichkeiten er jedoch die alleinige Verantwortung trägt.

Paris, im Juli 2008

Originaldokument
© Verlag C.H.Beck



I

DIE SCHULE
DER NATION

Originaldokument
© Verlag C.H.Beck

Frankreich, so eine weit verbreitete Vorstellung, besitze ein politisch-historisches Selbstbewusstsein, das in Jahrhunderten kontinuierlich gewachsen der französischen Nation eine Identität aus einem Guss verschafft hat. Diesen Eindruck erweckte die Außenansicht eines französischen Nationalismus, der, wie es sich gehört, die Stärken, Vorzüge wie eben auch die Geschichte des Landes als einmalig und für alle anderen vorbildlich darzustellen sucht. Da dies stets mit demselben Tenor vorgetragen wird, ließ sich leicht übersehen und überhören, dass es sich dabei in Wirklichkeit um die sehr unterschiedliche Botschaft wenigstens zweier Nationalismen handelt, die sich die längste Zeit spinnefeind waren: eines Nationalismus der Rechten und eines Nationalismus der Linken.

DIE «ZWEI FRANKREICH»

Beide Nationalismen stehen ein für die «zwei Frankreich», die seit der Revolution von 1789 für gut 160 Jahre, bis zur Gründung der V. Republik durch Charles de Gaulle 1958, das politische Geschehen in Frankreich beeinflussten und die Ursache dafür waren, dass hier immer wieder Revolutionen ausbrachen, reaktionäre und autoritäre, liberale und demokratische Regime im bunten Wechsel einander ablösten. Diese erbitterte Konkurrenz, die sich die Rechten – die Monarchisten, Bonapartisten, Legitimisten, Konservativen sowie Gaullisten – und die Linken – die Jakobiner, Liberalen, Republikaner, Kommunisten und Sozialisten – lieferten, wurde auch mit unter-

Originaldokument
© Verlag C.H. Beck

schiedlichen Geschichtsbildern ausgefochten, nahm doch jede Seite für sich in Anspruch, dass der von ihr propagierte Deutungsanspruch als Grundlage der französischen Identität zu gelten habe. Ihren Höhepunkt erlebte diese ideologisch-politische Auseinandersetzung im späten 19. Jahrhundert, als die III. Republik versuchte, ein ihr gemäßes Geschichtsbild als Grundlage republikanischer Identität durchzusetzen. Das provozierte teilweise heftige Widerstände, die letztmalig mit dem Vichy-Regime als politischer Geltungsanspruch triumphierten, das sich die doppelschneidige Streitaxt der Gallier, die *francisque*, im römischen Liktorenbündel als Staatssymbol zulegte.

Seither hat diese Konkurrenz, in der die «zwei Frankreich» sich unversöhnlich gegenüberstanden, erheblich an Brisanz verloren und wird, sieht man von der extremen Rechten und Linken einmal ab, nur noch in akademisch-kulturellen Kontroversen gepflegt, die keinen Regimewechsel mehr im Schilde führen. Daran zeigt es sich, dass die von der Revolution freigesetzten Energien erst lange nach dem Ende ihrer Epoche endgültig aufgebraucht waren, wie umgekehrt die Gegensätze, die sich in ihr entluden, sich auch schon lange vor ihrem Ausbruch einschärften. Ein kuriose Beispiel dafür liefert die konfliktrträgliche Konkurrenz zwischen Adel und Drittem Stand, die, als sie sich im Laufe des 18. Jahrhunderts steigerte, argumentativ bis in die fernste Vergangenheit verlängert wurde. Der französische Adel begriff sich als die Nachkommenschaft der aus Germanien stammenden Franken, die im frühen Mittelalter das Land erobert und die hier lebenden Gallier, die zuvor schon von den Römern unterworfen worden waren, zu ihren Untertanen gemacht hatten.

Damit war die Rollenverteilung in Herren und Knechte aus Sicht des Adels historisch eindeutig entschieden. Dagegen verwarhte sich *abbé* Emmanuel Joseph Sieyès in seinem berühmten, 1789 publizierten Pamphlet, das der brennenden Frage *Qu'est-ce que le tiers état?* – «Was ist der Dritte Stand?» – gewidmet war. Sieyès stellte diese historisch fragwürdige, aber seit langem eingelebte Interpretation jedoch

keineswegs in Frage, sondern appellierte vielmehr an die vermeintlichen Nachfahren der Gallier, den Dritten Stand, den Adel einfach des Landes zu verweisen, ihn wieder in die germanischen Sümpfe und Wälder zurückzujagen.

Auch wenn die Revolution die meisten Adelligen zur Emigration zwang, wurde damit die Konkurrenz noch keineswegs endgültig zu Gunsten der Gallier bzw. der Angehörigen des Dritten Stands entschieden, die nun mit gesteigertem Selbstbewusstsein darauf beharrten, das «Urvolk» zu sein. Ein entsprechender Anspruch wurde von Théophile Malo de La Tour d'Auvergne, einem Heros der Revolutionskriege, in einer 1797 veröffentlichten Schrift, in der er die Gallier als «unsere Vorfahren» glorifizierte, erstmals systematisch entwickelt. Das blieb jedoch nicht unwidersprochen, denn kaum dass die Revolutionsepoche nach dem Sturz Napoleons 1814 von der gegenrevolutionären Restauration abgelöst wurde, charakterisierte Graf François de Montlosier in einer dreibändigen Abhandlung über die Geschichte der französischen Monarchie die große Masse seiner Landsleute als Nachkommen von befreiten Sklaven, die mit ihren einstigen Herren, den Angehörigen des fränkischen Adels, nichts gemein hätten, außer fortwährenden Auseinandersetzungen, in die sie verstrickt gewesen seien.

Das blieb natürlich nicht das letzte Wort in dieser absurden Kontroverse, in der schließlich die Anwälte der Gallier in der III. Republik den Sieg über ihre Widersacher davontrugen. Camille Jullians achtbändige zwischen 1908 und 1926 erschienene *Histoire de la Gaule* beschwor wortmächtig die Geschichte dieses Frankreich ohne Franzosen, das mit dem Frankreich der III. Republik aber einen entscheidenden Wesenszug gemein hatte: den Hass auf die Germanen, deren Quadratschädel sich von den Rundköpfen der Gallier deutlich unterschieden. Die von Jullian letztgültig kanonisierte Mähr, die Gallier seien die Vorfahren der Franzosen, die trotz der vernichtenden Kritik der Historiker an den Schulen für Generationen gelehrt wurde – «Unsere Vorfahren, die Gallier» –, lebt bis heute nicht nur

in der Witzfigur eines Asterix fort. Der steht ein für eine Botschaft, die der einstige Premier und unterlegene Präsidentschaftskandidat Edouard Balladur allen Ernstes einmal mit den Worten umriss: «Der Kampf gegen die römische Eroberung vor zweitausend Jahren verschaffte Gallien das erste Empfinden seiner Einheit.»

Ein anderes Beispiel für die Zähigkeit dieser Tradition ist das Wappentier der französischen Republik, der Hahn, lateinisch *gallus*. In den Eroberungskriegen, die französische Könige im Mittelalter in Italien und Flandern führten, wurden sie von ihren Gegnern in Wort und Bild als Hahn, als Herrscher im Hühnerhof, verspottet. Um dieser Häme die Spitze zu nehmen, kamen die Propagandisten der französischen Monarchie seit dem 14. Jahrhundert auf den Einfall, den Spott einfach umzukehren und den Hahn als ein positiv besetztes Emblem des französischen Königtums zu verwenden. Besonderer Beliebtheit erfreute sich der Hahn unter Ludwig XIV., der in der Emblemik seiner Herrschaft die Nation versinnbildlichte und der komplementär der Sonne, seiner persönlichen Devise, zugeordnet war. In dieser emblematischen Zuordnung hat der Hahn nicht nur die Revolution überlebt, sondern avancierte, nach dem napoleonischen Zwischenspiel, bei dem er durch den Adler verdrängt wurde, und der anschließenden Restauration der Monarchie, von der wieder die Lilien bevorzugt wurden, mit der Juli-Revolution von 1830 zu einem der Symbole des französischen Staates, das dann von der kurzlebigen II. Republik von 1848 zum Wappentier im offiziellen Staatssiegel erhoben wurde. Nach dem Zweiten Kaiserreich, das wieder den Adler bevorzugte, kehrte mit der III. Republik der Hahn im Triumph zurück. Seither ist der «Adler der Armen», von dem Spötter sagen, es sei der einzige Vogel, der singe, wenn er auf dem Mist steht, wieder figurativer Bestandteil des französischen Staatssiegels.

Dass jenes simple Verständnis der eigenen Geschichte längst Allgemeingut ist, zeigt die im Frühjahr 2008 mit beträchtlichem Erfolg von der Pariser Zeitung *Le Monde* und dem Verlag Larousse in 16 Bänden lancierte Edition von *L'Histoire de France en bandes dessi-*

nées, eine Geschichte Frankreichs als Comicstrip, deren Bilder ein Geschichtsbild vorstellen, das von Vercingetorix bis zum Mai 68 reicht. Daran wird aber auch deutlich, dass die einstige Konkurrenz zweier Geschichtsbilder nicht nur ihre einstige Brisanz verloren hat, sondern auch in dem Anspruch aufgegangen ist, der für die französische Kultur eine besondere Ausnahmestellung behauptet, die es um jeden Preis zu verteidigen gilt. Dieser Anspruch auf die *exception de la culture française*, auf den «Sonderfall der französischen Kultur» ist heute das Feldzeichen, das die französische Identität ausmacht: Der Stolz auf ein immenses historisches und kulturelles Erbe einer Nation *une et indivisible*, mit dem sich Franzosen aller politischen Lager und Weltanschauungen identifizieren und dessen Wahrzeichen die *lieux de mémoire* sind, die Topoi, zu denen die konkurrierenden Erinnerungen der «zwei Frankreich» geronnen sind und unter diesem Prozess ihre einstige Schärfe verloren haben.

Die Kontroverse zwischen «Franken» und «Galliern» war nur eine der Linien in dem Konfliktmuster, das in Frankreich bis zum Beginn des «Großen Kriegs» von 1914 besonders virulent war. Revolutionäre und Gegenrevolutionäre, Linke und Rechte, Republikaner und Monarchisten, Bonapartisten und Legitimisten, Liberale und Konservative suchten dabei die «Richtigkeit» ihrer konkurrierenden politischen Geltungsansprüche mit einander widersprechenden Interpretationen der nationalen Geschichte zu erweisen. Diese keineswegs nur akademischen, sondern mit großer ideologischer Erbitterung ausgefochtenen Auseinandersetzungen waren unvermeidlich, denn die Revolution von 1789 hatte mit ihrer Erfindung des Nationalstaats eine tiefreichende Bewusstseinskrise ausgelöst, die zu überwinden es eines langwierigen Prozesses bedurfte.

DIE SUCHE NACH EINER NATIONALEN IDENTITÄT

Statt der in Jahrhunderten eingelebten überwiegend lokalen Abhängigkeiten und Gebräuche, die das Sediment von Erinnerungen bildeten, die weitgehend unreflektiert als eine selbstverständliche Sinn-

stiftung Erfahrungsraum wie Erwartungshorizont der Menschen des *Ancien Régime* überwölbten, musste nun eine allgemeingültige, sprich nationale Identität entwickelt werden. Diese Aufgabe war von den Regimes, die entweder wie das napoleonische die Revolution überwinden oder die, wie die monarchische Restauration, das Rad einfach wieder zurückdrehen wollten, vernachlässigt worden. Das lieferte den Machthabern der III. Republik die Chance, sich von der Geschichtsschreibung eine nationale Identität auf den Leib des Regimes schneidern zu lassen. Um den Preis, dass sie die von ihnen stets behauptete Objektivität ihrer republikanischen Weltanschauung unterordneten, etablierte sich auch in Frankreich die Geschichtsschreibung als Wissenschaft und übernahm damit das bislang von der Theologie behauptete Deutungsmonopol. Wie ihr großes Vorbild, die um Leopold von Ranke gescharte Schule preußisch-deutscher Historiker, wurden auch die französischen Historiker zu Demiurgen einer nationalen Geschichte, indem sie die Nation nach der traumatischen Niederlage von 1870 und dem Verlust von Elsass-Lothringen wieder dadurch aufzurichten suchten, dass sie ein «ewiges Frankreich» beschworen, das bis zu «unseren Vorfahren, den Galliern» zurückreichte.

Als wie wichtig eine nationale Sinnstiftung für Wohl und Wehe der III. Republik von deren Machthabern eingeschätzt wurde, zeigt, dass die vielversprechendsten französischen Historiker wie Gabriel Monod (1844–1912), Ernest Lavisse (1842–1922) oder Charles Seignobos (1854–1942) gut dotierte Regierungsstipendien erhielten, um für mehrere Semester die an deutschen Universitäten gelehrt methodisch vorbildliche Geschichtswissenschaft zu studieren, die als beispielhaft für die eklatante preußisch-deutsche Überlegenheit auf den Schlachtfeldern des Kriegs von 1870 angesehen wurde. Es waren eben diese Historiker, die dann in großen Geschichtsfresken die Republik als die Erfüllung jenes Ideals darstellten, das der Revolution vorgeschwebt habe. Mit der Verbreitung dieser Deutung konnte begonnen werden, nachdem die III. Republik die Gefahrenzone

einer monarchischen Restauration durchschritten hatte. Das war 1877 geschehen, als es den Republikanern gelang, den Monarchisten im Parlament die Mehrheit definitiv streitig zu machen. Aber erst als sie in den Wahlen vom Januar 1879 auch die Zweite Kammer, den Senat, endgültig unter ihre Kontrolle brachten, war der Triumph der konservativen Republikaner gesichert. Jetzt konnte man daran gehen, die Republik im öffentlichen Bewusstsein Frankreichs zu verankern, ihr jene Zustimmung auf Dauer zu verschaffen, deren Ausdruck die jüngsten Wahlergebnisse waren.

Für diese politische Pädagogik sind zunächst zwei Entscheidungen charakteristisch: der Erlass einer Amnestie für die einstigen Mitstreiter der Pariser *Commune* von 1871, von der man sich einen bedeutenden Beitrag versprach, die Nation auf die Republik zu verpflichten. Die zweite Entscheidung war das Gesetz, das den 14. Juli, den Jahrestag der Erstürmung der Bastille 1789, zum französischen Nationalfeiertag und die *Marseillaise*, den Schlachtengesang der Revolutionsarmeen, zur Nationalhymne erhob. Das bezweckte Integration, denn der Hauptakteur dieses Fest- und Feiertags blieb das Volk, die anonyme Menge. Indem man deren Opfermut und Heroismus glorifizierte, stellten die konservativen Republikaner ihre lauterer demokratischen Absichten unter Beweis.

Beide Entscheidungen waren symbolpolitische Wechsel, für die eine entsprechende Deckung erst noch geschaffen werden musste. Die bestand vor allem darin, eine überzeugende Antwort auf die Frage zu finden, wofür die Republik gegenwärtig und zukünftig einsteht und welchen Platz sie innerhalb der französischen Geschichte einnehmen sollte.